

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Heidelberger Tageblatt. 1884-1954 1952**

(22.8.1952) Die Leinwand

# DIE LEINWAND

EINE BEILAGE FÜR ALLE FREUNDE DES FILMS

Zweimal Walt Disney

## »Fantasia« und das Problem der Dimensionen in der Musik

Aus dem Atelier des amerikanischen Zeichentrickmeisters / „Robin Hood“ von ihm verfilmt

Vor einiger Zeit wurde Walt Disney des Plagiats beschuldigt.

Ein Italiener namens Pierre Santini warf ihm vor, die Centauren der „Fantasia“ einer 1938 erschienenen Novelle Santinis mit dem Titel „Die Jagd der Fantasie“ entlehnt zu haben.

Wer Walt Disneys Filme gesehen hat, wer sich über „Schneewittchen“, „Bambi“, „Cinderella“ und „Dumbo“ herzlich gefreut hat, wird einen solchen Vorwurf des Ideenstahls als lächerlich abgetan haben. Disney hat das nicht nötig. Deshalb fanden diese Beschuldigungen auch keine große Beachtung. Schwerwiegendere und nachhaltigere waren andere Vorwürfe, die Disney nach dem Start seiner „Fantasia“ zu hören bekam. Denn sie warfen wieder einmal die grundsätzlichen Probleme des Musikfilms auf, in diesem Fall des vorliegenden Versuchs, akustische Werte optisch deuten zu wollen.

Seit der Film gesellschaftsfähig wurde und Anspruch erthob, als jüngste Kunstgattung gewertet zu werden, fragt man sich ernsthaft mit dem Gedanken, Musik zu verfilmen, Klänge sichtbar zu deuten. Erst der Tonfilm rückte die Verwirklichung solcher Pläne in greifbare Nähe. Aber die Versuche von Eisenstein, Rittman oder Burchard und — auf ganz andere Art — Filmpänger brachten keine Lösung.

Das Unterfangen, Musik gleichsam zum Hauptdarsteller eines Spielfilms zu machen und ihre Aussage bildhaft in einer Hand-

lung zu spiegeln (Tobias: „Symphonie eines Lebens“), berührt das eigentliche Problem nur am Rande. Der tieferen Fragestellung, näher kann ein Kulturfilm mit der Musik Bachs, Mozarts und Beethovens, der den Spaziergang der Kamera durch Kirchen und Landschaft den akustischen Werten parallel zu schalten versuchte, die Fragwürdigkeit eines solchen Unternehmens zeigte sich nachher in den Debatten um seine Berechtigung, als das psychologische Moment der Beeinflussung unterschiedlicher Vorkommnisse bei den Zuschauern angeschaut wurde. Könnte es Aufgabe eines Filmes sein, die weniger spielende Phantasie in vorgeschriebene Bahnen zu lenken, nur um sie überhaupt wahrzurufen? Lief man nicht Gefahr, eine reichere Vorstellungswelt dabei zu stören? Bedarf eigentlich der absolute Bereich der Musik einer optischen Darstellung? Ist nicht das Bild eines plätschernden Springbrunnens bei Mozarts Overtüre zur „Entführung aus dem Serail“ oder das eines wogenden Kornfeldes bei Beethovens strahlendem C-dur-Satz der V. Symphonie (in oben genanntem Kulturfilm) eine misslingende Unterlegung der Werke durch zu begrenzte Inhalte?

Der Schritt von hier zu Disneys „Fantasia“ ist nicht weit. Auch dieses „Konzert im Film“ stellt sich die Aufgabe, abstrakte Werte (aus dem akustischen Bereich) optisch durch konkrete Darstellungen zu ergänzen. Es sei dahingestellt, ob Disney sich in er-

ster Linie vornahm, auf diese Weise „schwere“ Musik einer breiteren Schicht näherzubringen. Eine solche Absicht wäre auch auf dem noch keineswegs idealen Weg durchaus begründbar. Wenn dies nicht das Hauptziel war, köderte sich an dem ernsthaften künstlerischen Bemühen nichts. Und das liegt ohne Zweifel vor. In beiden Fällen aber bleibt das Problem bestehen.

Es ist das der verschiedenen Dimensionen. Musik findet ihre räumliche Ausdehnung nur in einer Dimension, während der Film mindestens zweidimensional ist und räumliche Wirkung haben kann. Gemessen werden beide Bereiche mit sehr unterschiedlichen Werten, der eine mit naturgesetzlichen, der andere mit willkürlich bestimmten. In der Darstellung von Klangräumen, die zwar mathematisch auf den gleichen Zahlenwerten der Intervalle basieren, dennoch aber so verschiedene Wesensinhalte aufweisen wie Sopran und Bass, fehlt dem Optischen jede natürliche Maßbestimmung einer Distanz. Dehnt man den eigentlichen Begriff der Dimension, so mögen noch andere Unterschiede anzuführen sein, die eine Parallelschaltung ausschließen. Tonarten beispielsweise haben ihren ganz festen akustischen Charakter. Wie aber soll er sich optisch zeigen? Die Warmgrade der Vokale werden von verschiedenen Menschen verschieden empfunden, mehr noch ihre Farbwerte, die in der Pädagogik manchem Lehrer Kopfschmerzen bereiten, wenn sein Zögling das A mit Blau identifiziert und nicht mit Rot, wie die entsprechende Lehrmethode es haben will. Nach weniger sind sich die Gelehrten bei den Tonarten über solche Wertbestimmungen einig.

Zurück zu Disneys „Fantasia“. Die darin enthaltenen Musikstücke sind willkürlich zusammengestellt und nicht nach einem System ausgesucht. Bachs 4-moll-Tocatta eröffnet den Film. Hier tritt neben die nicht mehr neue Regie von Aufnahmen des Dirigenten Leopold Stokowsky und seines Orchesters nur in der Fuge eine abstrakte Darstellung abstrakter Musikwerte. Kein Zweifel, daß damit nur eine optische Ergänzung vorliegt und keine Deutung.

Am besten gelangen — das ist vom Problematischen her gemeint, denn die Ausführung ist überall hervorragend — sind die Darstellungen zu den Ballettmusiken, der „Nude in a Sack“-Suite von Tschairowsky und Pochiella „Stundentanz“ aus „La Gioconda“. Hier tummelt sich Disney in seinem ureigenen Element der humorvollen Malerei des Alltagsmenschlichen, aufzuleisten an seinen liebevoll gestalteten Tieren. Auch wo eine Handlung Gegenstand der musikalischen Erzählung ist, wo also eine ausgesprochene „Programmmusik“ vorliegt, findet Disney zur vollwertigen Parallele im Optischen. Dukas „Zauberlehrling“ und Mussorgskis „Nacht auf dem kahlen Berge“ (diese weniger überzeugend, da weniger konkret im Handlungsablauf) beweisen das. Problematischer wieder für eine bildhafte Deutung ist Strawinskys „Secre du printemps“, obwohl es sich um eine Ballettmusik handelt. Jedoch stehen sich hier zwei gleichstarke Werke aus den beiden unterschiedlichen Dimensionen gegenüber und behaupten ihre Stellung nur unter Verlust auf der Seite, die je nach mehr visuellem oder mehr akustischem Typus des Betrachters zu kurz kommt.

Im ganzen: Ein glänzender gemachter Film, ein echter Disney! Wieder sind psychologische Tiefen ausgelotet, werden seelische Momentaufnahmen geschossen, feiert der feine



König Richard, dem der Kampf Robin Hoods gegen den Prinzen John die Krone erbringt, schlägt seinen treuesten Anhänger zum Ritter. Szene aus dem neuen Walt-Disney-Farbfilm der RKO „Robin Hood“ und seine tollkühnen Gesellen, dessen Hauptrollen Richard Todd und Joan Rice spielen. Der Film entstand in England und englischen Gesichts. Foto: RKO G.

Humor Triumphe. Ueber allem aber die unerbittlich durchgebildete Technik, die Perfektion des Zeichentrickfilms!

Trotz der ungelösten Probleme diese Versuche, der hier härter angefaßt wurde, als er zu bestehen haben wird, trotz aller noch offenen Fragen also durchaus kein tragliches Vergnügen, wenn man von den lösbarer Ge-

gebenheiten ausgeht und nicht von einem erwartet, worum andere sich bereits Jahrzehnte vergeblich bemüht haben. Auf jedem Fall ein sehenswerter, ein anregender und diskussionsreifer Film, der hundert andere aufwiegt. Und ganz ohne Zweifel eine Leistung von Rang — in beiden Dimensionen! Günter Gantz

## Wer war Robin Hood?

Die Engländer, deren Wälder und Fluren er mit seinen verwegenen Recken durchstreifte, nennen ihn als einen ihrer zahllosen Nationalhelden; die Historiker beschreiben ihn als einen Gerechtigkeitsfanatiker, eine Art Michael Kohlhaas, den die Macht seiner Feinde in die „Résistance“ trieb; die Filmleute aber erkennen mit dem feinen Instinkt ihres Berufsstandes, daß dieser Robin Hood der geborene Farbfilmheld sein mußte, neben dem die kühnsten Klampen aus dem vielbändigen Oeuvre eines Walter Scott einfach verbläuen. Wie recht sie hatten, beweist einmal mehr der neue RKO-Farbfilm „Robin Hood und seine tollkühnen Gesellen“ aus der Walt-Disney-Produktion.

Aus längst vergangenen Geschichtsbüchern wissen wir noch, wie der unternehmungslustige Richard Löwenherz mit seinen Männern auszog, um den Sarazenen und anderen Vordrängern der Heidengeißel die gewählten Stätten Jerusalems zu entreißen. Wie ein großer, Gesichtsbildner damals in einem bescheidenen Nebensatz Robin Hoods Erwähnung tat, so war dies eine unverzeihliche Unterlassungsünde; denn er hat uns damit um eines der nachahmenswertesten

Jugendideale gebracht — oben um Robin Hood, den Helden ohne Furcht und Tadel.

Kaum war nämlich der tapfere Richard von der Insel aus in See gestochen, da bekam der falsche Prinz Johann Appetit auf den Thron und bemächtigte sich kurzerhand der Regentschaft. Aber er hatte nicht mit Herrn Robin von Locksley gerechnet — einem bildschönen und ebenso verwegenen Königstreuen. Der versuchte es zunächst einmal — wie sich das auch für den streitbaren Klampen gehört — auf dem Gebiet der Diplomatie und strengte gegen den Usurpator eine Klage vor dem damaligen Verfassungsgericht an. Doch der mächtigere Johann hielt den Augenblick gekommen, in dem man die Politik mit anderen Mitteln fortzusetzen pflegt und zog das Schwert. Da er über eine vorzügliche Leibgarde verfügte, wich Robin der Gewalt und zog sich in die unergündlichen Wälder von Sherwood zurück. Hier sammelte er eine regelrechte Untergrundbewegung gegen den anmaßenden Prinzen, und was sich nun im Schatten von Sherwoods tausendjährigen Eichen abspielte, stellt den aufregendsten Wildwestfilm weit in den Schatten.

In der Rückschau betrachtet, will es uns scheinen, als sei Frau Historia die allerbeste Drehbuchautorin; denn sie würzte die Geschehnisse von Sherwood mit vielfältigen dramatischen Effekten und ließ bei allem männlichen Kampfgetummel und Schlachtelärm auch die Liebe zu ihrem Rechte kommen. Da war nämlich des Königs Mündel Marianne, die zu Robin Hood in jungfräulicher Sehnsucht entflammte und ihm die Treue hielt, als er zunächst und später nach seiner tollkühnen Flucht sie selbst von Prinz Johann ins Gefängnis geworfen wurde. Sir Gisbourne, ein finsterner Geselle aus der prinzipalen Gefolgschaft, büßte seine Schandtat bei einer Begegnung mit Robin Hood mit dem Tod durch den Degen aus erster Hand, und das Schicksal der gefangenen Marianne wäre besiegelt gewesen, wenn Frau Historia nun nicht ein befreiendes Happy End bereitgehalten und den König Löwenherz in letzter Sekunde nach Britannien zurückgeführt hätte.

Nun erhebt der königstreue Hood seinen doppelten Lohn: den Titel „Graf von Sherwood“ und das züchtige Mägdlein Marianne als Gemahlin.

Und weil solche edlen Gestalten aus dem Schatz einer ruhmreichen Geschichte nicht sterben dürfen, leben sie wenigstens auf der bunten Leinwand zur Freude aller Filmfreunde weiter.

## Das Lied vom braven Steuerzahler

Der Freitag ist mein Freudentag,  
da überreicht man mir  
den schwer verdienten Wochenlohn  
im Tütchen aus Papier.  
O weh, wie ist das Tütchen leicht,  
wie schwer wird mein Gemüte,  
denn alles, was die Steuer nimmt,  
kommt gar nicht in die Tüte.  
Mein heißgeliebtes Steueramt,  
was hab' ich die getan?  
Wenn ich ein Zigarettchen rauch,  
steckt du dir auch eins an.  
Trink' ich 'nen Schnaps, dann führst du dir  
gleich zw'le zu Gemüte,  
doch daß du auf 'ne Runde zahlst,  
kommst gar nicht in die Tüte!  
Im Groden steh' ich nicht anders aus:  
Wer selbst vertrauen muß,  
kommt, wenn er manchmal nicht „swaier“,  
zu keinem Ueberschuß.  
Wenn ich der Staat dabei erwischt,  
so kennst du keine Götze,  
dann sitzt er bald in Einzelhaft  
und klebt an einer Tüte.  
Damit der Staat die Arbeitskraft  
des Bürgers nicht verschwendet,  
wird diese Tüte dann sofort  
zum Lohnsteuer verwendet.  
(Aus dem Film „Das kann jedem passieren“)



Vor 300 Jahren schrieb Johann Wolfgang von Goethe seine Ballade von dem Jungen Dürckem, der die Centauren, die er rief, nicht mehr haben konnte. 100 Jahre später setzte Paul Dukas, ein Franzose, diese Dichtung in Musik. Und aus hat Walt Disneys Zeichentrickfilm, der die Centauren in Musik. Und aus hat Walt Disneys Zeichentrickfilm, der die Centauren in Musik. Und aus hat Walt Disneys Zeichentrickfilm, der die Centauren in Musik.

## Grönland - Eiskeller der Welt

Eine Filmexpedition in das Land, das kein Tourist betreten darf

Wer in hochsommerlichen Tagen das Bedürfnis verspüren sollte, von einem Extrem ins andere zu fallen und in der arktischen Kälte Grönlands Zuflucht vor der Glut der Sonne zu suchen, würde wohl kaum weiter als bis zum nächsten dänischen Konsulat kommen; denn in Grönland besteht ein striktes Einreiseverbot für Touristen. Diese hermetische Abschließung hat ihren Grund in der geradezu unwahrscheinlichen Empfänglichkeit der Eingeborenen. Die Eskimos Grönlands sind äußerst anfällig gegen alle Erkrankungen. Als kurz vor dem ersten Weltkrieg ein einziger Fall von Märsen nach Grönland eingeschleppt wurde, hing das Schicksal der 29 000 Bewohner an einem seidenen Faden. In einem später veröffentlichten fachärztlichen Gutachten wurde festgestellt, daß nur durch sofortiges energisches Eingreifen der Tod von Tausenden verhindert worden sei.

Diese Labilität der Eskimos seitig die seitensamen Blüten. So kann sich die Justizverwaltung des Landes nicht dazu entschließen, in Grönland Gefängnisse einzurichten. Versuche haben allerdings bewiesen, daß ein Eingeborener bereits nach 24stündiger Haft wieder am Ende seiner Kräfte ist. Wer sich vorgezwängt, daß die heutige Bevölkerung Grönlands in ihrer Mehrheit von Kriminellen abstammt, für die Dänemark vor 300 Jahren eine Verbrecherkolonie im Norden errichtete, wird mit gelindem Schauer an das Dilemma denken, vor das die Justizbehörden gestellt sind.

Aber in der eisigen Kälte Grönlands scheint der Basilis der Kriminalität keinen guten Nährboden zu haben. Seit Menschengedenken ist dort kein Verbrechen begangen worden — abgesehen von ständigen Vergewaltigungen, gegen die Kirche und Staat bisher vergeblich ankämpften. Es ist also doch ratsamer, sich die größte Insel der Erde von weitem anzusehen — etwa in dem neuen Film „Grönland“, den die Mitglieder der Paul-Emsl-Victor-Expedition kürzlich im Eiskeller der Erde gedreht haben. Auch sie erlebten Zutritt in dieses hermetisch abgeschlossene Land nur nach ausdrücklichen Hinweis darauf, daß sie sich von jeder Berührung mit den Eingeborenen fernhalten müßten.

## Wer tyrannisiert wen?

Wer ist schuld an der fragwürdigen Qualität der neueren Filme?

Der Produzent blübbert: „Ich vielleicht, ich bin gezwungen, zu produzieren, was konsumiert wird. Und was wird konsumiert? Die übliche Dreiecksallüre: er, sie, nochmal er — oder umgekehrt. Dazu blaues Meer oder Luxusbar oder Hinterterre. Klischees, Klischee — das wollen die Leute. Ich bin der Sklave des Publikums. Und jetzt entschuldigen Sie bitte, ich muß ins Atelier.“

Was wird dort gedreht? „Ilsbill ins Wasser“.

Der Filmbeobachter wehrt heilig ab: „So! Ich Ah! Hören Sie: Ich bin gezwungen zu konsumieren, was produziert wird. Und was wird produziert? Die übliche Dreiecksallüre: er, sie, nochmal er — oder umgekehrt. Dazu blaues Meer oder Luxusbar oder Hinterterre. Klischees, Klischee — das bietet man mir im Kino, ich bin der Sklave der Produktion. Und jetzt entschuldigen Sie bitte, ich muß mit einer Karte lösen.“

Was sieht er sich an? „Ilsbill ins Wasser“.

Eine lamose Sache! Jeder ist, wenn man ihn hört, Sklave, und jeder, wenn man den anderen hört, Tyrann. Schuld ist keiner, das heißt jeder. Freilich gibt es da noch einen dritten — Schuldigen, den man nicht so richtig lassen kann — die soziale Lage, die wirtschaftliche Situation, unter deren Zwang Produzent wie Konsument stehen.

Eigentlich gehört der erste Filmhersteller der Welt Louis Lumière, noch nachträglich bestraft. Nicht für seine Erfindung, sondern für das, was er in einem Keller des Boulevard des Capucines darbot. Es war vollendeter Kisch. Das ungläubige Volk, das diesen „spectacles“ erstmals begegnete und von ihren Möglichkeiten nichts begriff, nahm willig hin, was ihm nur der geduldigen Leinwand serviert wurde. Die Skandinawische, die Parité Frères — Hunderte und Tausende nach ihnen machten es nicht anders. Von da an, nicht erst seit heute, datiert die „Diktatur der Produzenten“.

Allerdings entschuldigen diese sich schon früh mit dem Hinweis, das Publikum liebt solche Schmarren. Böte man Kunst, dann ließen die Leute davon und können nicht wider. Triffst du auf zum Teil, ja — leider, insofern nämlich als noch viel zu viele im Kino nichts weiter als die Illusion suchen.

Wie kann dieser Mühsal abgeholfen werden? Es gibt da verschiedene Möglichkeiten. Zunächst könnte man die himmlischen Kischfabrikanten einfach toteschlagen. Das bliebe aber Märdere schatten, einer eintenden Sache dazu, brächte selbst im Allertunde zehn Jährlein ein und nützte gar nichts, weil hinter jedem Gemächseln hundert andere auf ihre Chance warten. Man könnte weiterhin zum Boykott der bösen Ware aufrufen, was — angesichts der das Gegenteil bewirkenden Anstrengung — so ziemlich das Dimmste wäre; der Schuld würde dadurch noch mehr frequentiert.

Es bleibt also in Sachen Abhilfe hinter aus! Mit nichts! Es gibt ein probales Mittel: zu Hause bleiben. Bier trinken oder tippen. Bei solchen Filmen einfach nicht ins Kino gehen. Das ist die Sprache, die die Produzenten am besten verstehen. Seien Sie vorsichtiger, wäherlicher, schärfen Sie durch ständige Erlebung Ihr eigenes Urteilsvormögen, werden Sie ein aktiver Filmbeobachter, der durch seinen Wunsch nach Qualität nicht mehr Sklave, sondern Herr der Produktion ist. Helfen Sie mit, den Film als Kunst zu betreiben! I. I.



Einreiseverbot für Touristen (Zeichnung: MUNDL)

In wenigen Jahren schon wird sich die moderne Technik mit neuartigen Schmelzverfahren zu diesen Inseln hinunterarbeiten; denn der Boden Grönlands birgt ja bekanntlich nicht nur Eis, sondern auch riesige Mengen begehrt Koble. Es ist also nur noch eine Frage der Zeit, wann es soweit sein wird, daß wir im Winter unsere Stuben mit Briketts ausgerechnet aus dem Eiskeller der Erde heizen werden!

In der internationalen Schau der Dokumentarfilme, die der in diesen Tagen beginnenden „Biennale von Venedig“ vorangegangen wurde am Mittwoch in Venedig der deutsche Film „Das Werk am Rhetner“ mit dem dritten Preis für Kulturfilme ausgezeichnet.